

besondern aber ergibt sich mehr noch als früher: „Mitten hinein in das nationale Leben! Immer mittun, immer dabei sein!“ Endlich: Das Parteilieben wird nach dem Kriege wiederkommen, aber „wie die Konfessionen, so müssen sich die Parteien besser verstehen lernen“. Es gilt, mit einem Worte, „die erhebenden Errungenschaften der Kriegszeit: den religiösen Ernst, den patriotischen Aufschwung, das Gemeinheitsgefühl, die Opferwilligkeit und die Gesundung des Parteiwesens in die künftigen Friedenstage hinüberzuretten.“

Dem Buche gebührt eine weite Verbreitung, weit über die Grenzen der Rheinlande hinaus gehört es, in vielen Exemplaren auch an die Front, damit unsere Tapfern lesen, für welch hohe Güter sie ihr Leben in die Schanze schlugen.

Alfred Göbel S. J.

Deutsche Literatur.

Die neuere deutsche Lyrik. Von Philipp Witkop. I: Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. II: Novalis bis Villenron. 8° (366 u. 380) Leipzig 1910 und 1913, Teubner. Je M 5.—; geb. je M 6.—

Die deutsche Literatur von den Anfängen der Moderne bis zur Gegenwart. Von Hermann Hölzke. Dritte, völlig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage von „Zwanzig Jahre deutscher Literatur“. 8° (VIII u. 304) Leipzig [o. J.], Gerstenberg. M 4.—; geb. M 5.—

„Kritik üben ist immer ein dorniges Werk.“ Dieses Geständnis hat ein anerkannter Meister des „dornigen Werkes“, Prof. Schönbach, aus langjähriger Erfahrung in dem viel verbreiteten Büchlein „Über Lesen und Bildung“ abgelegt und zugleich eine ausgiebige Begründung dafür beigelegt. Der Hauptgedanke darin dreht sich um die Frage: Wem steht es zu, an den Werken zeitgenössischer Dichter Kritik zu üben? „Vielsach“, so leitet Schönbach seine Antwort ein, „hört man Künstler es als ihre Ansicht aussprechen, nur die Kritik, die wieder von Künstlern ausgehe, vermöge auf ihre Hervorbringungen günstig einzuwirken. Ich halte dies für einen Irrtum.“ Und daß es wirklich ein Irrtum ist, beweist der gelehrte Literaturhistoriker klar und überzeugungsvoll. Ihm bleiben seine Fachgenossen „kraft ihrer Art Bildung“ die berufenen Beurteiler von Dichtwerken. Freilich „dürfe Eins, und kein Geringes, ihnen nicht fehlen; es müsse künstlerischer Atem in ihnen leben“. Das führt Schönbach zum Greifen anschaulich weiter aus und zeigt dann durch seine eigene musterghltige Darstellung der zeitgenössischen Dichter tatsächlich das Zutreffende seiner Behauptungen.

Von der ganz entgegengesetzten Auffassung gehen Witkop und Hölzke für ihre literarischen Beurteilungen aus.

Witkop, selbst ein namhafter Lieberdichter, sucht seinen Standpunkt in einem freitbaren Vorwort (S. 1—4) und einer breit einführenden Abhandlung (S. 5—30), deren Überschrift im Wortlaut an das seinerzeit Aufsehen erregende, heute schon halb vergessene Buch R. M. Werners „Lyrik und Lyriker“ erinnert, als einzig berechtigt hinzustellen. Nach seiner Meinung hat der Kunsthistoriker eine schöpferische Aufgabe, nämlich das letzte Lebensgefühl des Künstlers aufzusuchen und dann zu zeigen, wie sich daraus dessen Leben und Werk notwendig

entwickelten und durchdrangen. „Er beschreibt nicht von außen, wie der Künstler lebte, wie er schuf, er zeigt, warum er aus tiefster innerer Einheit heraus gerade dieses Leben leben, gerade diese Werke schaffen mußte. So erst begreift er den Künstler, das Kunstwerk nicht mehr als ein zufälliges historisches Ereignis, sondern wahrer und würdiger als eine zeitlose Notwendigkeit.“ Da aber nur der Geist den Geist und seines Wirkens Geheimnis ahnt, so kann auch nur ein Dichter den Dichter, insbesondere nur ein Lyriker den Lyriker „als den Schöpfer der höchsten Dichtkunst“ verstehen. Was er dann als Kunsthistoriker darstellt, wird ein neugeschaffenes Kunstwerk, aus Gefühl und persönlichem Leben als notwendig zusammengehörigen Teilen aufgebaut.

Diese Auffassung hat Wittkop wiederholt als seinen künstlerischen Standpunkt betont. Er schreibt demnach keine eigentliche Geschichte der Lyrik in ihrer Entwicklung, wie es etwa jüngst Dr R. Findeis in zwei handlichen Bändchen der Sammlung Götschen anerkennenswert getan hat, sondern er stellt nur Einzelbilder der hervorragendsten Lyriker zusammen, und diese Bilder müssen Kunstwerke werden, wohl mehr Dichtung und Wahrheit als Wahrheit und Dichtung, um in des Altmeisters Umstellung zu sprechen. Daß bei einer solch schöpferischen Darstellungsart manch ein Dichterbild in neuer Beleuchtung ersrahlt, überrascht nicht, und zwar erscheint dies hellere Licht überall da, wo Wittkop einen mit dem eigenen Empfinden gleichgestimmten Geist trifft, wie beispielsweise schon sein erster Wurf in der Würdigung des P. Fr. Spee zeigt, und in all diesen Fällen soll dem Verfasser dankbar der volle Beifall gezollt werden. Nur darf das Staunen über „die Kraft seiner Verlebendigung“ nicht so hoch steigen, „daß man gar nicht danach fragt, ob auch alles, was er sagt, vollkommen beweisbar ist“ (Bohr, Lit. Handweiser). Auch bei Beurteilung von Dichtwerken bleibt der alte Spruch in Geltung: *magis amica veritas*. Und eben diese Wahrhaftigkeit zwingt zugleich dazu, auf das Bedenkliche in Wittkops Gestaltungskunst hinzuweisen, wenn im Leben und Schaffen seiner „Helden“ geistige Zrrungen oder sittliche Entgleisungen geschildert werden müssen, und diese Mißlichkeit kommt bekanntlich leider nur zu häufig vor; statt vieler nur ein Beispiel — das letzte — Nietzsche. Zunächst könnte man fragen, wie der Philosoph der Fieberphantasie vom Übermenschen und von der Umwertung aller Werte, der Undeutschesten aller Deutschen, unter die Lyriker unseres Volkes eingereiht werden darf. Wittkop selbst scheint das ursprünglich auch nicht beabsichtigt zu haben; die Aufschrift des zweiten Bandes kündigt an: „*Novalis bis Villenron*“, und das Buch selbst klingt in Nietzsche aus — ein nicht wohlthuender Schlußklang. Oder ist es lyrische Dichtkunst, wenn sich Bild auf Bild gewaltig türmt und klingende Laute zu überspigten Wortgebilden willkürlich aneinander gefügt werden, oder wenn alles, was jedem edeln Menschen hoch und heilig gilt, in verwegendem Ansturm umgewertet werden soll? Zudem sind Verbildung und sich steigende Geisteskrankheit bis zur völligen Umnachtung schwerlich Entwicklungsstufen zur höchsten Kunst. Das nicht geglückte Schlußbild in Wittkops Werk beweist am handgreiflichsten, wie gerechtfertigt Schönbachs Befürchtungen sind, falls Künstler

nach ihrem Gefühle zu Gericht sitzen. Wenn möglich noch unangenehmer gestaltet sich Witkops Lage, wenn er sittliche Entwürdigungen des Menschen in sein Künstlerbild aufnehmen muß, und zwar so, daß eine „Notwendigkeit“ daraus entsteht. Beispiele dafür anzuführen erübrigt sich. Schließlich kann bei der rein persönlichen Beurteilung von seiten eines Dichters, der doch durch sein Gefühl vielfach beeinflusst wird, eine ganz sachgetreue und unbefangene Auswahl und Gruppierung schwer möglich sein, noch weniger eine nicht voreingenommene Einschätzung durchgehends erwartet werden. Wohl ist zuzugeben, daß eine allseitig zufriedenstellende Bewertung dichterischer, insbesondere lyrischer Schöpfungen selten glücken wird; aber alte Lieblinge entthronen und neue Götter schaffen bleibt immer ein bedenkliches Wagnis, das auch dem Dichter Witkop wiederholt mißglückt ist.

Doch soll nicht geleugnet werden, daß die Beurteilung des Künstlers durch den Künstler auch ihre Lichtseiten hat: eine gewisse Großzügigkeit, scharfe Ausprägung von Gegensätzen und eine schwungvolle Darstellung wie aus einem Guß — und das sind die Vorzüge der Witkopschen Dichterbilder, die in dieser Hinsicht recht anregend wirken.

Nicht ganz so liegt die Sache bei Hölztes Buch, das sich zumeist mit der Romansflut der letzten zwanzig Jahre befaßt. Wohl hat der Verfasser romanhafteste Erzählungen veröffentlicht — eine erwähnt er sogar als „ein kulturhistorisches nicht unwichtiges Buch“ —, aber er hat auch eine kleine kritische Schrift über „Das Häßliche in der modernen deutschen Literatur“ geschrieben und sich so als mitwirkender Dichter und Literaturhistoriker zugleich betätigt. Seine Aufgabe erschwert sich indes dadurch, daß gerade über diese neueste Zeit überaus viel zusammengestellt wurde und immer noch wird. Neues zu bieten möchte da schwer halten, und abschließende Urteile werden erst recht nicht möglich sein. Auch für die Form der Darstellung erwachsen aus der vielfachen Gleichartigkeit des Stoffes nicht geringe Hindernisse. Ob Hölzte, trotz seines eifrigen Bestrebens und seiner umfangreichen Belesenheit, besonders auf dem Gebiete des Romans, all diese Hemmnisse glücklich überwunden hat, ist mehr als fraglich. Er kennt Hansteins Buch „Das jüngste Deutschland“ und hat wohl auch dessen scharfe Zurückweisung unreifer Darstellungen nicht übersehen, und dennoch dessen hartes Urteil teilweise wenigstens verdient. Hanstein hält es nämlich für einen „leider heute noch weit verbreiteten Irrtum, daß die Geschichte der Literatur eines Zeitraums dadurch könne zur Darstellung gebracht werden, daß man die Vertreter derselben in Einzelschilderungen aneinanderreicht und damit gewissermaßen eine Sammlung von kleinen Biographien bietet“. Geradezu unerträglich aber werde ein solches Buch, wenn es zu einem Schriftstellerverzeichnis herabsinke und dazu noch, statt sachlicher Angaben, „kurze, gänzlich unbewiesene und für den Leser meist völlig unkontrollierbare Urteile in Form von meist absichtlich recht „knorrigem“, d. h. plumpen Schlagworten gibt“. Das hat der Verfasser „des jüngsten Deutschland“ vor fünfzehn Jahren als allgemeine Verurteilung geschrieben, und die neueste Besprechung des Hölzteschen Buches überträgt diese strenge Abwehr unabgemildert

auf das Werk mit seiner „Darstellung einzelner Dichterpersönlichkeiten, die oft nur eine Aufzählung von Büchertiteln ist, unter denen manchmal gerade die wichtigsten fehlen, verbrämt mit einigen vorschnellen, um nicht zu sagen schnodderigen über-subjektiven Urteilen, die nicht belehren, sondern irreführen können“ (Ztschr. für Dtsch. Unterricht, 29. Jahrg., 2. Heft, S. 147). Eine harte, aber nicht un- verdiente Kritik, zumal wenn man noch den Stil berücksichtigt, wie diese „Auf- zählungen“ aneinandergereiht sind: „es wäre noch zu erwähnen“, „wäre noch zu nennen“, „sei noch angeführt, hinzugefügt, hervorgehoben“ usw. Weiterhin zählt schon der erste Satz des Buches 12 Zeilen, der zweite steigt auf 15, der dritte bringt es sogar bis 18; es kommen solche von 22 Zeilen vor. Das Buch lieft sich nicht flüssig. Ihm aber die Daseinsberechtigung völlig absprechen zu wollen, geht dennoch etwas zu weit. Selbst da, wo Hölzkes Beurteilungen den schärfsten Widerspruch hervorrufen, wie etwa die von Felix Dahn (S. 55), Clara Viebig (S. 107), ganz besonders die von Halbes „Jugend“ (S. 139) und von Schönherr (S. 245), neben manch andern, kann man einiges lernen: wie nämlich die Mode und die literarische Marktschreierei die Urteilskraft auch sonst besonnener Menschen mächtig beeinflussend trübt und wie geistige Wertbestimmungen, einmal, wenn auch noch so ungerecht geprägt, als Fluch der ersten bösen Tat sich wie vollberechtigt weiterverbreiten und gläubig hingenommen werden. Freilich werden Bücher wie dieses Werk nach dem gründlich reinigenden Kriege hoffentlich ganz überflüssig geworden sein; haben wir doch keinen Grund, auf die letzten zwanzig Jahre unserer Literatur, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, besonders stolz zu sein. Wer daran zweifelt, der braucht nur flüchtig Hölzkes Schrift über „Das Häßliche in der modernen deutschen Literatur“ zu durch- blättern, und er wird über solche „Blütenlese“ ein wahres Entsetzen und Grauen empfinden; das größere Buch des Verfassers stellt mehr oder weniger bloß eine Erweiterung der kleineren Schrift dar, mit einigen freundlicheren Zusätzen vermehrt. Diese lichtvolleren Gestalten, mit Ausschluß von all dem „trüben Gewisch und Gepinsel“, darzustellen, wäre eine lohnendere Arbeit gewesen. Denn „noch immer erheben sich aus der unabsehbaren Schar der namenlosen ‚Produktiven‘ mächtige und geschlossene Persönlichkeiten, die mit dem Nichtsheit und Maß der wahren Kunst neue Werke aufstellen, in denen das sich verbildlicht, was von dem schöpfe- rischen Geist unserer Zeit das Gelärm, den Beifall und das ganze wichtig be- tuliche und doch wesenlose Geschwätz der Gegenwart überlebt und hinter sich läßt“. Dieser „unentwegte Glaube“ Schönbachs, des hoffnungsvollsten Kenners unserer Literatur, wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, nach dem furchtbaren blutigen Ringen unseres Volkes die Erfüllung erfahren, und wenn Hölzkes Buch in neuer Form erscheinen sollte, wird es statt Aufzählung all der „namenlosen Produktiven“ die wenigen Anbahner einer schöneren Zukunft in glänzendem Lichte darstellen; nur das hat bleibenden Wert.

Nikolaus Scheib S. J.